

Schwankende Liebe.

Roman von Ferdinand Runkel.

(Fortsetzung.)

Mechanisch rühte sich Streiberg eine kleine Staffelei zum Atelierfenster, suchte ein Stück Malmappe hervor und die Palette zur Hand nehmend, tastete er mäßig mit dem Pinsel in den Farbenflecken herum. Seine Blicke hingen wie gebannt an dem alterthümlichen Thronstuhl, und sein fabelhaftes Gedächtnis zauberte ihm die Erscheinung der schönen Frau in den reichen Brunkhaar, an dem noch das seine Parfüm der Besucherin haften geblieben war. Wie im Traum glitt jetzt der Pinsel über die leere Fläche, die einzelnen Farbenflecke nahmen mehr und mehr Gestalt an, dem dunklen Hintergrund hob sich der seine Goldbrokat des Sessels ab, und in weichen Wellenlinien schmiegte sich eine weibliche Gestalt in die Form des königlichen Stuhls. Deutlicher und deutlicher nahm diese Gestalt das Individuelle der Frau Angelita an, in großen Falten fiel das englische Kleid über den Sitz, die feine Hand ruhte lässig auf der Armlehne und der Kopf schien leicht in das Rückenpolster gedrückt. Ein goldiger Reflex spielte in den schwarzglänzenden Haaren, und das seine Profil löste sich in elfenbeinlichem Ton von den schwarzen Falten des dunkelrothen Thürvorhanges los. Die brennenden Augen bligten, der Mund war zu einem kindlichen Lächeln leicht geöffnet, noch hier ein Strich, dort ein wenig Bewegung in dem lichten Ton, ein flüchtiger Wink mit dem Daumen, dann trat Thebi zurück und die Erscheinung der feinen schönen Frau war für immer gebannt.

Der junge Künstler glaubte, daß er nur wenige Minuten gebraucht habe, um die Skizze zu malen, und er war erstaunt, als Gumprecht in seiner polternden Art bei ihm eintrat: „Du hast wohl gar keinen Hunger heute, was machst Du denn Schönes?“ Mit diesen Worten trat er hinter die Staffelei seines Freundes und schrie laut auf: „Frau Lita, die schöne Frau Lita! Hat sie Dich auch schon im Saal?“

„Du kennst die Dame?“ Gumprecht lachte. „Mein Gott, wer wird sie nicht kennen, die moderne Kaffee. Sie hat Dich wohl zu ihrem großen Diner eingeladen und Du hast natürlich zugefagt?“ „Nein, noch nicht.“ „Dann heile Dich, denn wenn Dich die Lita ihres Salons für würdig hält, bist Du schon halb gemacht. Glaube mir, sie hat einen Wink für das Große, oder sagen wir für das, was dem Publikum imponiert. Alle ihre Freunde, die sie als unentdeckte Jünglinge in ihrem Kreis zog, sind als Sterne aufgegangen, sobald sie sich in der Dessenlichkeit zeigten. Nun aber kommt, Pöbel, wartet auch schon.“

Und nun trat er ein paar Schritte hinter die Staffelei, kniff die Augen ein und besah einen Augenblick stumm im Ansehen der Skizze. „Das hast Du famos gemacht, Thebi, hat sie Dir gezeichnet?“ „Nein, ich hatte einen so starken Eindruck von ihr, daß ich die Skizze nur aus der Erinnerung malte.“ „Donnerwetter, das ist eine hübsche Skizze, ich fange wieder an, Dich zu bewundern wie vor Jahren der Atabemie. Das muß Grimm sehen.“ „Und ehe Streiberg den Freund zurückhalten konnte, war er draußen und fehlte wenige Minuten später mit dem Professor zurück.“

Der Meister reichte seinem Schüler die Hand: „Na, hier hat sich wohl was Großes zugetragen, daß mich Herr Gumprecht mitten aus meiner Arbeit hierher citirte?“ „Ja wohl, Herr Professor, hier hat sich etwas zugetragen. Ich habe Sie gesucht, um ein Genie aus der Taufe zu heben. Hier, sehen Sie, das hat unter Probinganztreitheit aus der Erinnerung gemalt.“

Grimm trat an die Staffelei. Eine lange Pause. Die schlankste seine Hand griff in den spärlichen Vorhang, irrte dann über die Skizze, um das straffe Haar zurückzuführen. „Das ist wirklich groß, ich gratulire, Herr Streiberg.“ Ein Zug wehmüthiger Resignation spielte um die gelblichen Augen des großen Meisters. „Sie sind mir schon aus den Händen, lernen könnten Sie bei mir nichts mehr.“

Und nun saßen die beide der beiden Männer, sie fanden einander gegenüber über die Kunstgeschichte ihrer Zeit. Hier die verfinsterte Anschauung einer Nachahmung des Klassizismus, dort der glühenden und Dränger einer neuen Kunst, einer neuen Philosophie, der mit tüchtiger Hand die brausenden Wogen einer neuen Zeit darstellte.

tes bemächtigt haben, daß der alte, unmoderne, verklärte Grimm, der Bilderebengemalter, der sein Verständnis für die neue Zeit hat, Sie heute freispreche, Ihnen den Meisterbrief gab und Sie als Kollege umarmte.“

Und wirklich drückte der berühmte Mann in tiefer Rührung den jungen Künstler an seine Brust. Es war ein Augenblick der höchsten Weisheit, vor dem selbst der Spötter Gumprecht schweigen mußte. „Lassen Sie mich bei meinen alten Formen, ich kann mich nicht mehr ändern, ich muß bleiben, wie ich bin.“ So ward einst Francis überflügelt von Raphael, der jüngeren Kraft. „Nun kommen Sie mit mir, meine Herren, auf diese Stunde müssen wir trinken.“

Im Hinausgehen stieß Gumprecht den immer noch keines Wortes mächtigen Streiberg an und sagte: „Du, Grimm ist doch ein großer Mann.“

Es giebt nichts Deberes als einen Regentag im Winter. Berlins Straßen sind mit einem jähren Schid bedeckt und dichter Nebel hallt sich über der Stadt zusammen. Ein unangenehmes Klatschen trifft das hohe Atelierfenster und auf die äußere Blechbrüstung schlägt Tropfen um Tropfen auf, ein Geräusch, das die stärksten Kerden zur Revolution bringen kann.

Streiberg sitzt vor seinem Zeichentisch und arbeitet ums Geld. Der Aquarrelasten, Wassernäpfe, Pinsel und Stützenbüchse liegen um ihn herum, an der Erde und auf Stühlen alle Schweinslederbände, in denen er Anzeigen zu originellen Schriftzeichen sucht und findet. Er ist kein Politiker und war es nie. Aber um auf den Menutarten für Brand stets modern, stets pittoresk zu sein, genügt es nicht, das rein Künstlerische zu studieren, er muß auch die Politik und das soziale Leben seiner Zeit beachten, und eine Fülle von wichtigen und aggressiven Gedanken strömt ihm zu. Aber von allem, was ihm einfällt, scheint ihm nichts bedeutend genug, das große Diner der Frau Angelita zu schmücken. Er will etwas aus dem Ideenreicht der schönen Frau Gedorenes bringen. Aber vielleicht hat sie keine Ideen, vielleicht ist ihr einziges Verdienst der Glanz ihrer Erscheinung, der Schimmer ihrer weichen Haut und der tiefe, satten Ton ihrer dunklen Augen, die in Blau schwimmen wie eine Wetterwolke, überraschend am sommerlichen Ausr aufgestiegen. Vielleicht ist sie wirklich nichts als elegante Form!

Aber was geht ihn Frau Angelita an, was ihr Inneres, ihre Gedanken? Mag sich damit doch ihr Gatte abfinden. Thebi streicht sich über die Stirn, als ob er seine Gedanken verschauen wollte. Er stopft von Neuem die lange Pfeife und giebt sich mit Eifer seiner Arbeit hin.

Es vergeht eine kleine Zeit, und schon wieder rastet die Hand des jungen Meisters, wieder flattert ein verlorenes Bild in die Tiefe des Ateliers, wieder hebt sich vor seinem Auge aus dem Goldbrokat das alte Thronstuhls die elegante, geschmeidige Gestalt Angelitas. Unergerlich wirft er das Blei auf den Tisch. Wogu hier sitzen und an die Frau eines Anderen denken. Er will hinaus in den Thiergarten, in den Grunewald, weit hinaus, wo die Natur in ihrer hohen Reinheit die Gedanken erschließt und den Kopf klärt. Aber da hört er das leise Rinnen der Tropfen. Es regnet.

„Es regnet ja,“ sagt er sich und wendet sich wieder resignirt den Menutarten zu. Doch es will heute nichts werden. Die Gedanken fliehen ihm spärlich zu, und es ist ihm, als ob sein Pinsel in eine zähe Masse getaucht wäre, er kommt nicht vorwärts. So sehr er sein Denken sonst in der Gewalt hat, so energisch er sich in anderer Zeit zu fongentriren versteht, heute gelingt es ihm nicht, sich von Angelitas Bild frei zu machen. Also dann homöopathische Arznei schluden, den Teufel durch Beelzebub austreiben, das Phantasiabild durch die Wirklichkeit verschleuchen. Es ist ja auch heute Donnerstag, Angelita empfängt zum Fünftelthee. Was werden alles für Tanten und Onkels verammelt sein, was mag dort über Kunst und Litteratur geredet werden. Einerlei, er will hin, er will sie sehen im Kreise ihrer Getreuen, vielleicht befreit das seine Gedanken von ihr.

Nun wirft er den Arbeitsstift ab, schläft in sein Sammeljacket, und ohne seinem Neuzeren einen festlichen Anstrich zu geben, geht er hinaus. Der Regen schlägt ihm unangenehm entgegen, er hüllt sich tiefer in die Falten seines Habelocks und zieht den weichen Hut in die Stirn. Schon ist es fünf Uhr, und der Weg zu Angelita, die in einer stillen Privatstraße des Potsdamer Viertels wohnt, ist weit und schmutzig. Also eine Droschke.

In dem hohen romanischen Vestibule empfangen zwei livirte Diener den jungen Künstler. Sie wundern sich über den seltsamen Anzug des Ankommenden, aber nichts zeigt auf den wohlgeschulten Gesichtern, daß sie gewöhnt sind, nur Herren in leberrot und Cylindern zu empfangen. Angelita hat das Strakenkostüm vollständig von ihrem Journalist verbannt. Der eine Diener nimmt Streiberg die Karte ab und verschwindet hinter einer hohen Bogenthür, zu der eine breite Doppeltreppe emporführt. Der andere empfängt Mantel und Hut und geleitet den jungen Maler nach dem Empfangszimmer. Aber da

öffnet sich schon die hohe Bogenthür und Angelita selbst tritt auf die blumengeschmückte Treppentreppe, reicht Theodor beide Hände, und ihn mit einem glücklichen Lächeln überstrahlend, zieht sie ihn in den Salon. Die beiden Diener setzen sich an und scheinen sich ohne Weiteres zu verstehen, denn sie nicken und begeben sich auf ihre Plätze zurück.

Wie glücklich bin ich, lieber Meister, daß Sie gekommen sind. Ich habe den ganzen Nachmittag so intensiv an Sie gedacht, ich habe alle meine Gedanken nach Ihnen ausgestreckt, meine Seele floß zu Ihnen hin. Sie mußten kommen, ob Sie wollten oder nicht, ich wußte es, denn ich hatte Sie in der Gewalt.“

„Vielleicht täuschen Sie sich, gnädigste Frau, mich hat Niemand in der Gewalt.“

„O seien Sie doch aufrichtig,“ und wieder blidte sie ihn mit ihren tiefen, seltsamen Augen an, daß er verwirrt den Kopf senkte, aber er antwortete nicht. Angelita ließ jetzt seine beiden Hände los und schritt ihm voran. Sie lud ihn ein, in einem hocharmigen Sessel Platz zu nehmen, während sie sich auf ein Tabouret lauwerte, die gefalteten Hände in den Schoß legte und den schönen Kopf zu seinen ernst, melancholischen Künstleraugen erhob. „Wissen Sie auch, was Sie gethan haben?“ „Nein!“ „Sie haben sich an mich und meiner aufrichtigen Bewunderung für Ihr Genie veründigt. Glauben Sie, daß man einer Freundin mit Unwahrheit loben darf?“ Ein kaltes ironisches Lächeln verhärtete für einen Augenblick das Gesicht des Künstlers. „Zeigen Sie mir nicht die eiserne Maske, ich weiß, was Sie damit sagen wollen. Sie finden es unerhört von einer Frau, sich nach einer einzigen Begegnung Ihre Freundin zu nennen, und dennoch bin ich es. Und da ich es bin, bin ich es ganz. Wollen Sie mich nicht zu Ihrer Freundin, so brauchen Sie auch nicht herzukommen.“

„So die Güte überlaßt mich,“ Ich muß gehen, ich bin verwirrt. Verzeihen Sie meine Unbeholfenheit, ich bin ein Kleinbäcker, eine Provinzialin und ungeeignet im Verkehr mit Damen.“

„Aber Sie sind tolet.“

„Gnädigste Frau.“

„Ja, tolet, ich nehme es nicht zurück. Sie wissen genau, wie Sie der dunkle weiche Sammet leidet, darum kommen Sie nicht im vorchristlichen Leberrot. Ich dulde sonst keinen anderen Anzug in meinem Salon. Sie sind der Erste, der die Ausnahme wagt, und Sie sind auch der Erste, dem ich es gestatte, und nun reichte sie ihm ihre Hand. „Lassen wir diese konventionellen Plaudereien, ich bin kein Backfisch, ich sah wohl in Ihren Augen, daß Sie mich bewundern, daß Sie mich schon finden, wozu also gesellschaftliche Phrasen machen, wozu eine künstliche Schranke aufrichten, die unsere Empfindungen doch schon beim ersten Zusammentreffen überprüfungen hatten, seien wir doch ehrlich, lieber Meister.“

„Sie sind bewundernswürdig, gnädigste Frau.“

„Meine Freunde nennen mich Lita, und in Ihrem Kreise nennt man Sie Thebi, nicht wahr? Ich finde die Absätzungen schon in ihrer lebenswürdigen Vertraulichkeit.“

„Aber ich bin wirklich verblüfft von so viel Güte. Verzeihen Sie, wenn ich unbankbar erscheine, kalt und theilnahmlos, ich bin es wirklich nicht. Sie erschienen in meinem Atelier wie das Glanzphantom des Glücks, und ich habe seit jener Stunde mit meinem Gebirn im Kampfe gelegen, Ihre Persönlichkeit daraus zu verbannen.“

„Und es ist Ihnen nicht gelungen. Sehen Sie, ich habe es Ihnen ja gesagt, und Sie wollten es nicht glauben. Es giebt eine Wirkung in die Ferne, unser Wille überbrückt Raum und Zeit. Ich habe Sie heute Abend sehen wollen, und Sie sind gekommen, ich habe Sie mit meiner Seele gerufen, und Sie mußten folgen, ob Sie wollten oder nicht. Mein Wille entrang Ihnen den Pinsel, mein Gefühl umschlang Ihr Gefühl und zog Sie unwiderstehlich in diesen Salon.“

„Sind Sie ein Medium und glauben Sie an Spiritismus?“

„Angelita lachte kurz und hart.“

„Nein! Ich glaube nur an die Kraft meiner Persönlichkeit, an die Energie meiner Leidenschaft. Ich glaube an mich, wie ich an Gott glaube.“

„An Gott?“

„Ein leises Bestimmen mischte sich in den Ton dieser zwei Worte.“

„O, nicht an den Gott, von dem man in Kindergeschichten erzählt, nicht an den Mann mit dem großen weichen Bart, wie ihn die Juden dachten. Ich glaube an Gott als an das Urgeheiß der Welt, an Gott als das Urwasser, das Urfeuer, den Urbedanten, an Gott als den Kern der Welt, an Gott als die Urkraft, von der Atome über die ganze Welt zerstreut leben, die zu ihm zurück müssen, wie der Tropfen Wasser zurück muß auf die tiefste Sohle der Erde, ob er als Rebel im Raum tanzt oder als Schaumende Welle den Bug des Schiffes umflößt. Ich glaube an Gott als den Meister meiner Seele, als den Meister Ihrer Seele, den gütigen Schenker alles Guten, den gütigen Zerlösler alles Bösen und Schledigen.“

„Und ich glaube auch an ihn, wie ich an Sie glaube, schöne Angelita.“

„Und nun brach ein heißes Feuer aus seinen Augen. Er sprang auf und rief: „Die beiden Hände fest umschlossen nieder und preßten sie in einem Drud, der mehr sagte als die tiefsten Seelen. Ein Drud, unter dem zwei heiße Seelen sich gefunden hatten zu einer Vermählung des Lebens und der Qual. Nach einer stummen Pause ließ die schöne Frau des jungen Meisters Hand fahren und sie flüsterle mit ihrer leisen, schmeichlerisch kosenenden Stimme: „Es kommen Gäste, jetzt gehören wir nicht mehr uns selbst.“

„Und nun stiegen schon die Flügelhüner auf, und es rauschte eine leislame Gesellschaft herein. Ein Mann, lang und dürr wie eine Bohnenstange, mit hoher, kahler Stirn und einem in den spigen Anebelbart herabhängenden Schnurrbart. Er führte an seinem langen Affenarm ein nur halb so großes Dämchen mit einem runden Kindergeicht und süßen blauen Augen.“

Streiberg fühlte etwas wie Eifersucht, als er sah, daß Angelita die Bohnenstange fast ebenso kameradschaftlich herzlich begrüßte wie ihn. Mit den Weiden war ein Herr gekommen, der sich in dem hochmodernen, schwarzen Leberrot wie ein Pastor ausnahm, wenn nicht der unheimlich fladernde Blick hinter dem übermäßig dicken, schwarzen Horntrichter und der schwere Rappierhieb, der sich vom Ohr zur Nase durch den spärlichen Vorhang zog, allzu sehr das Weltbild vertharte hätte. Der Mann hatte Form. Er nahm mit einer chavalereischen Verbeugung Angelitas Hand und führte sie an seinen kackeligen, struppigen Schnurrbart. Sie aber entzog sich ihm schnell und sah die kleine Frau an die Schultern, brühte sie jätlich an sich und brachte sie wenige Schritte vor Streiberg.

„Lieber Meister, die Frau unseres Don Daisio, die kleine reizende Elena, der Stern unserer Gesellschaft. Und hier ihr Gatte, der so groß ist, daß an seinem Kopf stets eine andere Temperatur als an seinen Füßen ist.“

Streiberg verbeugte sich, und der lange Disbaufen schüttelte ihm forbial die Hand. „Na, wir kennen uns ja schon von Hörensagen, Kollege, sintemal wir unter einem Dach schuften müssen.“

„Und hier,“ jetzt winkte Angelita den schwarzen Herrn heran, Herr Doktor Korn, der aufgehende Stern der modernen Lyrik, ein höchst angefeindeter, aber desto talentvoller Dichter.“

„Der Doktor verbeugte sich tief und schüttelte dabei eine lange Hamletode in die Stirn, die seinem edigen Gesicht etwas seltsam Interessantes verlieh.“

„Ich habe von Ihnen schon mehr gehört, als Sie glauben, lieber Professor,“ wandte er sich jetzt an Streiberg, den er vertraulich unter dem Arm nahm und in eine Fensterede zog, so daß die schwarzen Vorhänge die Beiden fast verbergen.“

„Sie haben eben von der schönen Lita vernommen, daß ich mich in meinen Ruhestunden, deren ich leider nur vierundzwanzig tagsüber habe, mit der Litteratur beschäftige. Ich gebe jetzt ein kleines Büchlein heraus, das die Liebe in einem eigenartigen Cyltus feiert. Dazu brauche ich einen interessanten Illustrator. Wären Sie dafür zu haben?“

„Wenn der Dichter mir etwas zu denken übrig gelassen hat, wenn er nicht alles für sich allein beanspruchen will, sondern den Maler als kongenialen Künstler neben sich duldet.“

„Sie sind mein Mann, Professor, wissen Sie, diese Figürchen und Blumenstückchengemalder sind mir total zuwider. Es muß der Dichter mit dem Maler gehen. Und sehen Sie, ich habe meine Gedichte schon in ihrem äußeren Bau auf eine gewisse ästhetische Form gestellt, daß schon der Drud an sich ein Ornament ist.“

„Lieber Streibergs Gesicht huschte gedankenschnell ein ironisches Lächeln, die Schnurrbartspitzen zitterten leise. Der Doktor bemerkte es nicht.“

„Trotzdem aber halte ich mir aus, die Anordnung des Buches vollkommen selbstständig zu übernehmen, denn das Bildchen dahin zu stellen, wo der Drucker gerade freien Raum gelassen hat, ist eine Barbarei.“

„Der Mann interessiert mich,“ sagte Streiberg, dem Dichter gedankenvoll nachschauend. „Warte, ich werde Dir seinen neuen Gedichtband holen, dann setzt Du Dich still in eine Ecke und studirst den Worten und den Maler. In weniger als zehn Minuten ist einer von den Beiden bei Dir, und Du bist in der Lage, Dich über ihre Persönlichkeit genau zu informieren.“

„Aber woher sollen sie denn wissen, daß ich ihr Buch habe?“

„Du kennst Gottwalt und German schlecht. Alle zehn Minuten geht Einer oder der Andere hinein in die Bibliothek, wo auf dem schönen runden Tisch die Werke von Angelitas Freunden ausliegen. Einer oder der Andere sieht nach, ob eine dieser unsterblichen Thaten fehlt. Ist das der Fall, so durchstöbert der Eine oder der Andere, der die Entdeckung gemacht hat, das Haus von oben bis unten, bis er den Unglücklichen gefunden hat, der in dem Buche lieft. Dann bestet er sich den ganzen Abend an dessen Sohlen, um ihm klar zu machen, daß der größte Dichter des neunzehnten Jahrhunderts German Charles und der größte Maler Gottwalt Bechtel sei. Willst Du Dich dem aussetzen, so hole ich Dir den neuesten Band.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ersten.

„Trinken Sie gerne schwarz oder weiß, Fräulein Laura?“

„Laura: „Bitte, die ersten sechs Tassen schwarz!“

„Laura: „Bitte, die ersten sechs Tassen schwarz!“